



„Für seine Zukunft müssen wir sagen: Sie sieht schlecht aus“: Wenn Artenschutz und Ausbauziele kollidieren – ein Rotmilan im Lippischen Land.

FOTO: ROBIN JÄHNE

Hast du 'nen Vogel?

Windkraftgegner lieben den Rotmilan. Denn wo er brütet, darf keine neue Anlage gebaut werden. Eine vom Bund finanzierte Studie zeigt nun, dass sein Bestand aber schon jetzt erheblich gelitten hat. Energiewende? Über ein plötzlich sehr politisches Tier

VON RENATE MEINHOF

Längst war es dümmrig geworden, ein Freitag im Februar, als Helmut Diekmann nach Hause kam und auf dem Schreibtisch diesen Brief fand, an ihn adressiert. Die Schrift? Nie gesehen. Dienstpost? Schon möglich, nur warum dann nicht ins Büro, in die Kreisverwaltung? Der Absender? Kein Absender. Solch einen Brief dreht und wendet man, hält ihn gegen das Licht, legt ihn wieder hin und versucht, sich anderem zuzuwenden, was nicht gelingt. Dann, endlich, allen Mut zu Bewegung gebündelt, greift man zur Schere. Helmut Diekmann griff zur Schere, doch er tat dies mit Zögern, denn als er ihn abtastete, den Umschlag, spürte er etwas Erhabenes.

Was dieser Abend an Ängsten nach sich gezogen hatte, haben fast sechs Jahre gnädig geglättet: die Polizeiwagen, die langsam durch Diekmanns Siedlung führen, die Sorge um seine Frau, wenn sie allein war im Haus. Nein, einen solchen Umschlag steckt man nicht einfach weg. Auch nicht die Fotos der Vögel, der Roten Milane, wie sie da lagen, man möchte sagen: dahingerafft, mit zerfleddertem Gefieder und an der Schwelle zur Verwesung.

Aber nachweisen konnte man es noch, dieses Gift, E 605, Parathion. Seit 14 Jahren ist es in Deutschland verboten.

Es ist nicht ganz ungefährlich, sich mit dem Rotmilan zu beschäftigen, jedenfalls im Zusammenhang mit der Windkraft, denn dieser Vogel ist ein politisches Tier, wofür er nichts kann, außer vielleicht, dass er sich selten macht. Aber dafür kann er schon gar nichts, denn das ist ja sein Problem: die Seltenheit, die Schutzbedürftigkeit. Und nun kommt diese Studie, die vom Bielefelder Lehrstuhl für Verhaltensforschung mitverantwortet wird. „Progress“ heißt sie, und mit ihr wird der Rotmilan noch politischer werden, denn es geht um Windkraft und Greifvögel. Der Süddeutschen Zeitung liegen die Ergebnisse jetzt schon vor. Das Bundeswirtschaftsministerium hatte „Progress“ 2012 in Auftrag gegeben und finanziert.

Das ist natürlich ein reißerisches Wort: „Vogelschredder“. Als würden Vögel von den Windrädern nur so zerhackt. Seit Jahren wird gestritten, ob Windenergieanlagen, „Vogelschredder“ sind oder nicht. Sogar ein „Tatort“ wurde gedreht. Aber sterben tatsächlich massenweise Tiere durch die Rotorblätter von Windenergieanlagen? Welche Arten kollidieren? Und welche Konsequenzen hat die Zahl der Schlagopfer, so nennen die Wissenschaftler die kollidierten Vögel, auf die jeweilige Population?

Das alles herauszufinden, war die Aufgabe von „Progress“. Nirgendwo auf der Welt hat es bis jetzt zum Thema „Windkraft und Greifvögel“ ein Forschungsprojekt dieses Ausmaßes gegeben. Natürlich gibt es Studien, auch zum Rotmilan, und es gibt in Deutschland eine sogenannte Schlagopferkartei, die in der Staatlichen Vogelwarte Brandenburg geführt wird. Doch sie erfasst nur Zufallsfunde toter Vögel, die gemeldet werden, oder eben nicht.

Über die schmutzigen Dinge darf nur einer sprechen, der schon im Ruhestand ist

Für „Progress“, so wird es Thomas Grünkorn, der Husumer Biologe erklärt, ist zum ersten Mal eine einheitliche, ausgefeilte Such-Methodik entwickelt worden, mit der Biologen über drei Jahre 47 Windparks mit ihren 1037 Windmühlen in ganz Norddeutschland untersucht haben.

Und zum ersten Mal arbeiteten sie auch mit Vogelkadavern, die nach einem bestimmten System ausgelegt wurden, um herauszufinden, wie viele kollidierte Tiere von Aasfressern, von Füchsen zum Beispiel, verschleppt werden, so dass sie gar nicht gefunden werden können. Korrekturfaktoren nennen die Wissenschaftler das. Und nun kommt, neben vielem anderen, heraus, dass der Rotmilan den weitesten Ausbau der Windenergie in Deutsch-

land aller Voraussicht nach nicht verkauft. 26 000 Windräder gibt es jetzt im Land, und sollten noch mehr gebaut werden, so wie die Ziele der Energiewende es vorgeben, werden die Bestände dieses Greifvogels in seinem Kerngebiet, in Deutschland, weiter abnehmen, was sie aber, nach vielerlei Gesetzgebung, gar nicht dürfen.

Denn der Rote Milan ist eine seltene Art. Sechzig Prozent aller auf der Erde lebenden Rotmilane brüten hier, 15 000 Brutpaare etwa, weshalb Deutschland sich zu seiner besonderen Verantwortung für diesen Vogel bekannt hat. Nach dem „Neuen Helgoländer Papier“, das die staatlichen Vogelschutzwarten erarbeitet und das alle Bundesländer freigegeben haben, gelten seit Mai neue Abstandsregelungen für seltene Arten. Für den Schreiadler zum Beispiel, den Uhu, den Schwarzstorch und eben den Roten Milan. Eine Windkraftanlage darf nur dort gebaut werden, wo sie zum Brutplatz des Rotmilans mindestens einen Abstand von 1500 Metern hat. Der Rotmilan, so sagt man, ist „planungsrelevant“.

Was das bedeuten kann? Zum Beispiel dies: Menschen, die unbedingt ein Windrad in ihrer Nähe verhindern wollen, suchen händelnd nach dem Horst eines Roten Milans oder nach einem Uhu. Andere, die wissen, dass Rotmilan oder Uhu ihnen im Weg sein könnten, werden kriminell. Lügen vergiftete Schlachtabfälle aus, Hühnerreste zum Beispiel. Die Vögel fressen das und verenden.

Zu den schmutzigen Dingen, die in den Kommunen während mancher Genehmigungsverfahren geschehen, gibt es keine offiziellen Zahlen. Aber Helmut Diekmann, der diesen Umschlag bekam, Diekmann, der als Fachbereichsleiter über Jahre im Lippischen Land verantwortlich war für „Umwelt und Energie“, kann davon erzählen. Er ist jetzt im Ruhestand.

Aus Wind lässt sich Geld machen. Ein Mensch, der sein Land verpachtet, damit Windräder darauf gebaut werden, verdient mit einer einzigen Anlage, einer Mühle also, im Jahr etwa 40 000 Euro. Das ist die Zahl, die der Bundesverband Wind-Energie nennt, andere Zahlen liegen höher. Für viele Bauern sind die Windmühlen ihre „fünfte Fruchtfolge“. Und für manche Hof sichert gerade sie das Überleben.

Oliver Krüger, Professor für Verhaltensforschung an der Bielefelder Universität, greift in sein Regal, wo griffbereit ein Ordner steht, in dem er abheftet, was so an Drohhilfen bei ihm landet. Da ist zum Beispiel ein Mann, der schreibt, dass er Krüger nur dringend raten wolle, sich aus dem „Progress“-Forschungsprojekt „zurückziehen“. Sonst werde er schon dafür sorgen, dass sein „guter Ruf als Wissenschaftler“ bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft beschädigt werde. Krügers Forschung stelle in „unverantwortlicher Weise ein Planungshemmnis dar“.

Bei ihm liefen alle Fäden der Studie zusammen. Krüger und seine Mitarbeiter haben aus den Fundzahlen toter Vögel, aus der Feldforschung also, das wichtigste Kapitel der Studie gemacht: die wissenschaftliche Bewertung und die Vorhersage.

Aber auch an ganz andere Anrufe hat er sich gewöhnt. „Entschuldigen Sie, Herr Krüger, aber können Sie bei uns nicht 'nen Rotmilan finden?“, fragen ihn Menschen. Meistens sind es Bürgerinitiativen, die eine Windkraftanlage verhindern wollen.

Oliver Krüger, umringt von ausgestopften Vögeln, steht in seinem Büro und lacht.

„Da bilden sich schon sehr merkwürdige Allianzen“, sagt er, „plötzlich wird aus dem Raubvogel ein Greifvogel, für den sich die Menschen interessieren, aber nur, weil er der Retter sein kann, wenn's darum geht, eine Windanlage zu verhindern.“ Und noch etwas hat er beobachtet. Er sagt: „Der Sprachduktus, wenn es um Windkraft geht, ist insgesamt verhasster geworden.“ Hass. So sagt er es.

240 Kilometer pro Stunde? Der Mensch unterschätzt das, und der Vogel auch. Das ist sein Problem

Er ist Deutschlands führender Greifvogelforscher, und man muss einen Tag in seinem Institut verbringen, um die Anziehung zu erleben, die sein Lehrstuhl auf Studenten, Doktoranden und Habilitanden aus aller Welt ausübt. Inder, Italiener, Franzosen und Briten kommen hierher. Denn wo gibt es sie noch, diese Art von Grundlagenforschung? Mit 3000 Zebrafinken zum Beispiel, die hier in ihren Volieren leben, ausschließlich für Experimente.

Und dann ein Professor, der sich seit seinem 14. Lebensjahr mit Greifvögeln beschäftigt. Bei „Jugend forscht“ hat er 1991 zum ersten Mal gewonnen, mit seinem Mäusebussardprojekt. In Werther bei Bielefeld, wo er geboren ist, hat er damals angefangen, immer raus, übers Feld ist er gerannt, und rein in die Wälder.

Wenn er nicht gerade in der Antarktis oder auf den Galapagos-Inseln unterwegs ist, kann man mit Oliver Krüger wunderbar in den Teutoburger Wald laufen und sich sofort den 14-Jährigen vorstellen, denn noch immer ist da die Begeisterung, wenn er tief im Dickicht genau auf die mächtigen Stämme zusteuert, in deren Kronen Horste schweben, Bussarde, Milane, und manche der Tiere kennt er seit 15 Jahren, hat sie beringt, beobachtet. Letztlich, das spürt man, ist Oliver Krüger so etwas wie ihr Lebensbegleiter. Und mit fast animalischer Sicherheit bewegt er sich hier auch. Sucht auf dem Boden die Knöchelchen zusammen und erklärt einem, was dort oben, in der Höhe, zuletzt gespeist wurde. In diesem Fall: Taube.

Im Institut, an seinem Schreibtisch, geht es natürlich nüchterner zu. Man sitzt mit ihm vor Diagrammen und Kurven, die auf seinem Bildschirm leuchten. Seine Auf-

gabe war es, die „Frage der Erheblichkeit“ zu beantworten. Was bedeutet die Zahl der gefundenen toten Vögel für die jeweilige Art? Wie wird sie sich in Zukunft entwickeln, wenn die Windenergie so ausgebaut wird, wie die Energiewende es vorsieht.

Jeweils zwei verschiedene Szenarien haben sie im Institut simuliert, und zwar für den Mäusebussard, den Rotmilan und den Kiebitz. Die Wissenschaftler haben, zum einen, mit der tatsächlichen Dichte von Windkraftanlagen gearbeitet – einem Mittelwert, wie er für Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg gilt, nämlich zwölf Windenergieanlagen auf 100 Quadratkilometer. Alle 47 abgesehenen Windparks lagen in diesen nördlichen Bundesländern.

Das zweite Szenario ist ein dynamisches. Es legt sozusagen den Zuwachs an Windrädern zu Grunde, so wie er in den untersuchten Bundesländern seit dem Jahr 2000 tatsächlich stattgefunden hat.

Man sitzt nun vor Oliver Krügers Bildschirm und starrt auf Kurven, die sich fast allesamt nach unten bewegen. Manche saecht, als schaute man auf eine leicht abschüssige Wiese, irgendwo in der Uckermark, im Voralpenland. Manche steil wie ein Hang, bestens geeignet für Skifahrer.

Für die Wissenschaftler sehr überraschend sind vor allem die Entwicklungen beim Mäusebussard. Vier verschiedene Populationen wurden untersucht, und alle vier nehmen ab, egal bei welchem Szenario. „Das ist ganz spannend“, sagt Oliver Krüger, „denn der Mäusebussard ist ja der häufigste Greifvogel in Europa, und der geht sogar bis Japan. Aber nun könnte auch er planungsrelevant werden. Für den Mäusebussard müssen wir die Erheblichkeitsfrage ganz klar mit ja beantworten.“ Genauso wie für den Rotmilan.

Oliver Krüger sagt: „Das ist die Art, die hier jetzt richtig im Fokus steht, denn der Rotmilan ist längst planungsrelevant. Für seine Zukunft müssen wir sagen: Sie sieht schlecht aus. Wir haben hier eine potenziell bestandsgefährdende Entwicklung. Schon der Jetzt-Zustand ist kritisch. Werden weitere Windenergieanlagen gebaut, so wird das nach unseren Simulationen in den allermeisten Fällen dazu führen, dass die Bestände abnehmen.“

Krüger dreht sich vom Bildschirm weg, steht auf und sagt: „Das können wir nicht ignorieren, Deutschland hat eine besondere Verantwortung für dieses Tier. Die Ener-

giewende hat hier einen offensichtlich nicht zu vernachlässigenden Nebeneffekt.“ Und doch würde Oliver Krüger das Wort „Vogelschredder“ nicht verwenden. Er ist Wissenschaftler, ihm geht es nicht darum, Emotionen zu schüren. Und viele Vogelarten, die zum Beispiel, die in Windparks nicht rasten oder Nahrung suchen, haben gar kein Problem mit den Mühlen.

„Windenergieanlagen töten Vögel“, sagt er, „doch das ist nach wie vor ein seltenes Ereignis. Nur: Seltene Ereignisse können eben bei seltenen Arten die Population nach unten drücken.“

Aber gewöhnen sich Greifvögel denn nicht an die Windmühlen?

Das ist das Problem. „Es gibt bisher überhaupt keine Anzeichen, dass sie sich daran gewöhnen. Das Rotorblatt ist für die Vögel etwas, das entweder weit weg ist und nichts macht, oder das tötet. In ihrem Leben kamen Rotorblätter bisher nicht vor. Über welchen Mechanismus sollte Habituation erfolgen? Dafür müssten sie die Gefahr erkennen, nach dem Motto: O, jetzt bin ich fast getötet worden. Es gibt bisher überhaupt keine Evidenz, dass Greifvögel lernen, Windräder zu meiden. Wenn das also nicht der Fall ist, dann deuten unsere Simulationen natürlich an, mit welchen Konsequenzen wir zu rechnen haben.“

Was ihren Lebenslauf betrifft, so sind die Greifvögel nämlich ein bisschen wie die Menschen. Langlebig zwar, aber mit wenigen Küken und sehr empfindlich gegenüber „zusätzlicher Mortalität“, so nennt Oliver Krüger das, was die Windräder für die Greifvögel bedeuten. Denn sie sterben ja auch im Straßenverkehr, die Vögel, sterben in harten Wintern, oder der Uhu holt die Jungen. Ein Bussard zum Beispiel kann an die 30 Jahre alt werden, sagt der Professor, „stirbt er aber schon nach drei Jahren, dann ist eine sehr lange Reproduktionskarriere wie weggeschmissen.“

Thomas Grünkorn steht oben, auf dem Turm des Stollbergs, einem Berglein von 40 Metern Höhe in Nordfriesland. Husum ist nah, die dänische Grenze auch, und wenn man von hier auf das Meer schaut, die Warften der Halligen sieht, im Dunst nur, dann hört man fast Theodor Storms „Meeresstrand“-Verse: „Wie Träume liegen die Inseln im Nebel auf dem Meer.“

Hier hat es Ende der 80er-Jahre angefangen mit der Windkraft, und hier schaut man deshalb ringsum auf Windmühlen. Viele sind längst nachgerüstet worden. „Repowering“ nennen die Windmüller das, denn sehr viel leistungsfähiger sind die modernen Turbinen, ruhiger auch, aber die Akzeptanz ist ohnehin groß, denn das Geld, das verdient wird, bleibt in den Kommunen. Windkraft ist hier, an der See, eine deutsche Erfolgsgeschichte.

Thomas Grünkorn, der Biologe, kann einem viel über die Feldforschung der „Progress“-Studie erzählen. Für die Husumer Firma Bio-Consult, die spezialisiert ist auf ökologische Gutachten, hat er die Suchmethode mit entwickelt. Auch hier, in den Reußenkögen, wurde nach Schlagopfern gesucht. Wenn man mit Thomas Grünkorn unter den mächtigen, leise surrenden Rotorblättern steht, kann man sich kaum vorstellen, dass die weißen Arme da oben, ein jeder gut 45 Meter lang, mit 240 Kilometern in der Stunde durch die Luft rasen.

„Sehen Sie, wir unterschätzen die Geschwindigkeit“, sagt er und schaut in den Himmel, „und die Vögel unterschätzen sie auch.“ Das Wort „Vogelschredder“ würde

aber auch Grünkorn nicht verwenden. Viele Vogelarten haben kein Problem, aber der Mäusebussard, der Rotmilan – natürlich machen auch ihm diese Arten Sorgen.

„Wie stelle ich mich als Gegner auf?“, fragt Wolfram Axthelm, lehnt sich zurück und klopft mit seinem Stift auf den Tisch. „Ich emotionalisiere. Ich fokussiere auf ein Einzeltier. Mein Rotmilan, zum Beispiel. Würde ich auch so machen. Für Leute, die sich vorher keinen Deut um Naturschutz gekümmert haben, haben plötzlich 50 Arten von Fledermäusen und der Rotmilan eine Bedeutung in ihrem Leben. Da ist auch unheimlich viel Scheinheiligkeit dahinter“, sagt Axthelm. „Wir nehmen das aber trotzdem sehr ernst in der Branche.“

Die Branche. Wolfram Axthelm hat in seiner Branche, deren Sprecher er ist, jeden Tag mit dem Thema Windkraft und Emotionen zu tun, denn zu fast jeder geplanten Windkraftanlage, erzählt er, gibt es inzwischen eine Bürgerinitiative. Die Genehmigungsverfahren, vom ersten Schritt des Unternehmers bis zum ersten Strom, dauern jetzt oft fünf Jahre. Beim Bundesverband Wind-Energie, der in Berlin sitzt und die Interessen der Branche vertritt, ist man ehrlich. Ja, es gibt einen großen „Kampf um die Flächen“, denn nur, wo ein Bundesland sogenannte Vorrangflächen ausweist, dürfen auch Mühlen gebaut werden. Und ja, im ganzen Land, „stockt das Repowering auch sehr stark“.

Aber warum? Ganz einfach. Die Betreiber, die ihre Anlagen nachrüsten wollen, müssen ein neues Genehmigungsverfahren durchlaufen, und darin geht es auch wieder um Artenschutz. Axthelm sagt: „Da sagt sich natürlich jeder Betreiber: Oh, wenn ich hier das Risiko eingeehe, die Hälfte meiner Fläche zu verlieren, dann lasse ich lieber die alten Mühlen weiterdrehen.“

Sie meinen, falls sich inzwischen ein Roter Milan angesiedelt hat?

„Genau“, sagt Wolfram Axthelm. „Dann ist der Rotmilan das Totschlagargument, dann bekomme ich gar nichts mehr.“

Die Polizei stellt die Ermittlungen ein. Zur selben Zeit liegen vier tote Rotmilane im Moor, vergiftet

Totschlagargument. Mit diesem Wort ist man wieder bei Helmut Diekmann.

Er nimmt also zögernd die Schere, und schneidet. Da fällt sie heraus, die Patrone, Kleinkaliber, dazu ein Zeitungsausschnitt, auf dessen Rand geschrieben steht: „Erst stirbt du, und dann stirbt der Rotmilan.“

Diekmann ruft die Polizei, wartet. Nimmt den Zeitungsausschnitt in die Hand, Lippische Landes-Zeitung, 10. Februar 2010. Unter dem Titel „Rotmilane könnten Windkraft ausbremsen“ geht es ja um ihn, den Fachbereichsleiter, und um die vier Windräder, die ein Investor nahe dem Hardisser Moor bauen will. Und er, Diekmann, fordert Sorgfalt ein, will unbedingt Ergänzungen zum ornithologischen Gutachten, denn dort, am Moor, nah bei den Zuckerteichen, da leben die Roten Milane. Helmut Diekmann sitzt an seinem Esstisch, zu Hause. Nebel quillt an die Fenster. Er sagt: „Plötzlich kam da dieser ökonomische Druck in die Windkraft. Mich hat das irritiert. Als spielte alles andere keine Rolle mehr, auch nicht der Rotmilan.“

Nun ermittelte der Staatsschutz, doch ohne Ergebnis. Fünf Monate nach der Morddrohung wurde die Suche nach ihrem Absender eingestellt.

Zur selben Zeit liegen im Hardisser Moor vier tote Rotmilane, vergiftet mit E 605, Parathion. Sie sind nicht die Ersten, sie sind nicht die Letzten. Wieder schreiben die Zeitungen. Die Staatsanwaltschaft sieht keinen Zusammenhang zwischen der Morddrohung gegen den Beamten und den vergifteten Vögeln im Moor.

Die Windräder wurden gebaut und liefern ihren Strom. So stehen sie da, vier weiße Riesen im dümmrigen Dunst.

Und die Roten Milane? Sie haben das Weiße gesucht.



„Die Energiewende hat einen nicht zu vernachlässigenden Nebeneffekt“: Verhaltensforscher Oliver Krüger (2.v.r.) mit seinen Doktoranden im Labor. FOTO: CARMEN WOLF